

mit vor dem Kapitalisten dokumentieren, daß er nicht zum Werkzeug der Profitmacherei taugt. Deshalb heißt es für unglückliche dieser Leute, seinem Gewissen Pfand an-tun und um des lieben Brots willen dem Bösen dienen, der ihnen selbst Geist und Blut raubt. Das ist die schlimmste Sklaverei.

Und nicht nur für die gebildeten Proletarier, die un-mittelbar als Werkzeug der Ausbeutung anderer Proletarier tätig sein müssen, gilt das. Auch die andern sind in schlimmerer Sklaverei des Kapitals, als die Hand-arbeiter. Der Schriftsteller, der Gelehrte, der Arzt, der Rechtsanwält, der Künstler, sie alle dürfen es im all-gemeinen nicht wagen, gegen die Interessen der Kapitalisten-klasse zu handeln, wenn sie gezwungen sind, von der eignen Arbeit zu leben. Während der Proletarier, der in der Grube, in der Fabrik, auf dem Acker harte Arbeit ver-richtet, bereits sein Recht verlangt und in stolzem Selbst-bewußtsein den Kampf um dieses Recht aufnimmt, wagen es die, die scheinbar so viel Abhängigkeit, so viel Stolz, ein so verfeinertes Ehrgefühl haben, nicht, an der Kette zu zerren.

Ob das jemals anders werden wird? Ob die gebildeten Proletarier jemals dazu kommen werden, der Ausbeutung, der sie unterworfen sind, Widerstand entgegenzustellen? Hier und da regt es sich. Die technischen Angestellten sind jetzt gewaltam von den Unternehmern in den Kampf ge-zrieben worden, die Schauspieler machen Miene, sich zur Wehr zu setzen. Das sind erfreuliche Zeichen. Aber im allgemeinen werden die gebildeten Proletarier niemals zu proletarischem Klassenbewußtsein gelangen. Erstens sind zu viele Schmarotzer unter ihnen, zu viele, die sich in der Rolle gutgenährter Sklaven wohl fühlen; zweitens ist unter ihnen die Zahl derer, die durch Abstammung mit der Klasse der Besitzenden zusammenhängen, zu groß; drittens hat stets ein Teil von ihnen Aussicht, daß die Dienste, die sie dem Kapital leisten, schließlich generös belohnt werden. Deshalb wird das Heer der Proletarier, die Handarbeit verrichten, niemals auf jene rechnen können, die, obwohl im Grunde selbst Proletarier, nicht zu proletarischem Klassen-bewußtsein gelangen. Sie werden gegen ihren Willen, oder doch wenigstens ohne ihr Zutun, vom Sklavenjoch befreit werden müssen, durch den Sieg der Arbeiter.

Aus den Reichstagskommissionen.

Die Subkommission des Reichstags setzte am Freitag vor-mittag die Beratung des Etats für Südwestafrika fort. Staats-sekretär Dernburg kommt auf den Fall Viehsteuere zurück, und er-klärt, daß ein ehrenrühriges Verfahren gegen diesen Reserve-Offizier bisher deshalb nicht habe eingeleitet werden können, weil das ordentliche Gericht in der Berufungsinstanz noch nicht endgültig habe entscheiden können. Es werden 200 000 M. mehr verlangt für die Polizei in den Diamantfeldern und auch be-willigt. Von 220 000 M., die für Bazarbetriebe verlangt wer-den, werden nach längerer Debatte 82 000 M. gestrichen. Die für Umzugskosten, Dienststreifen usw. geforderten 480 000 M. werden mehrfach kritisiert, schließlich aber doch bewilligt. Von 115 000 M., die für Ausrüstung der Polizei gefordert werden, streicht die Kommission 8000 M. Die Kommission geht zunächst über zur Beratung des Kapitels: Eisenbahnen. Der für die Linie Lüderichshaus-Neimannslopp geforderte Zuschuß von 650 000 M. wird auf Anregung des Staatssekretärs auf 100 000 M. herabgesetzt.

In der Rechnungskommission wurde bei der Prüfung der Rechnungen für Kamerun für 1903 festgestellt, daß der frühere Gouverneur v. Puttkamer für den Bau des Bezirksamts-gebäudes in Duala statt der bewilligten 52 000 M. nicht weniger als 103 000 M. ausgegeben hat. Die Ugg. Schwarze, Ripp-stadt, Hug (Zentr.) und Hengsbach (Süd.) wandten sich gegen diese eigenmächtige Wirtschaft. Hengsbach bedauerte leb-haft, daß bereits für die Jahre 1901 und 1902 die Summe von 88 000 M. in der früheren Rechnungskommission unbeanstandet durchgegangen sei. Beim Etat für Samoa wurde moniert, daß von den bewilligten 2500 M. für Verbreitung der deutschen Sprache nur 200 M. ausgegeben wurden. Der Rest floß in den Reservefonds, aus dem dann alle möglichen, nicht bewilligten Ausgaben bestritten werden.

Die Arbeitskommission beriet in ihrer Sitzung vom Freitag über den § 8 der Vorlage, der den Landeszentralbehörden

das Recht einräumt, die Errichtung von Arbeitskammern durch Verfügung zu bestimmen. Die Zentrumsvertreter beantragten, dem Bundesrat die Befugnis zur Errichtung der Kammern zu übertragen. Unre Genossen, die den Zentrumsantrag unter-schieden, hatten ferner beantragt, daß auf Antrag der Unter-nehmer oder Arbeiter in einem Gewerbebezirk oder in mehreren verwandten Gewerbebezirken innerhalb eines bestimmten Be-zirks die Errichtung angeordnet werden muß, wenn die Mehrheit der Unternehmer oder Arbeiter dem Antrag zustimmt. Bei der Abstimmung wurden alle, auch von andern Parteien gestellten, Änderungsanträge bis auf den des Zentrums abgelehnt.

In der Viehsteuerekommission gab am Freitag der Mini-sterialdirektor v. Jonguieres für die verbündeten Regie-rungen zu den Beschlüssen der Kommission folgende Erklärung ab: Unannehmbar sind der Schlussatz im § 2: Die durch das Verfahren entstehenden Kosten sind aus der Staatskasse zu ent-richten; ferner die Bestimmung im § 58, wonach 50 Prozent für Vieh gezahlt werden soll, das wegen Tuberkuloseverdachts ge-tötet worden ist. Unannehmbar sei auch die im § 67 geforderte Zinsenkommission. In den beiden ersten Punkten gab die Kom-mission der Regierung nach; im dritten Punkt blieb sie zunächst einstimmig fest. Nach stundenlangem Geschäftsordnungsdebatte wurde dann die Abstimmung wiederholt. Nunmehr fielen 9 Mit-glieder um; für die Zinsenkommission stimmten 18 Abgeordnete. Ministerialdirektor Jonguieres blieb bei seiner Erklärung. Er hofft, daß die Regierung die Verhandlungen nicht abbrechen, weil sie auf eine Verständigung in einem späteren Stadium der Verhandlungen immer noch hofft. Infolge dieser Erklä-rungen setzte die Kommission die Beratungen fort.

Das beleidigte Reichsmarineamt.

(Unberechtigte Nachdruck verboten.)

Hg. Berlin, 19. Februar.

Vierter Verhandlungstag.

Verteidiger Löwenstein gibt namens des Angeklagten Berger folgende Erklärung ab: In der Beschwerde des Kapitäns Berger über das Marinekabinett ist dem Chef des Marine-kabinetts v. Müller der Vorwurf gemacht, daß er über die Person Bergers den Kaiser nicht aufgeklärt habe, obwohl er darüber unterrichtet gewesen sei. Nach der Beweisaufnahme könne Kapi-tän Berger diesen

Vorwurf nicht mehr aufrecht erhalten.

Der Vorwurf treffe nicht das Marinekabinett, sondern einzelne Personen. (Kapitän Krosigk.) Er bitte deshalb v. Müller um Entschuldigung.

Sobald wird in der Vernehmung des Admirals Schmidt fortgesetzt. Er bekennt: Wenn ein älterer Offizier seine familiären Qualifikationsberichte kennt, so kann er dies nur durch einen höheren Offizier erfahren haben, der sich in einer Vertrauensstellung befindet und einen Vertrauensmißbrauch be-gangen hat, oder durch eine Handlung, die man einem höheren Offizier nicht zutrauen darf. Berger beschneide neben manchen guten und sehr guten Eigenschaften auch andre. Admiral Schmidt gibt aus den Qualifikationszeugnissen des Kapitäns Berger folgende Auszüge wieder: „1895: Etwas scharf gegen Untergebene, ist noch immer sehr von sich eingenommen. 1894: Empfindet Un-bequemlichkeiten, reichlich leibhaftig. — 1899: Bei der Handhabung der Disziplinalgewalt ein Versehen, indem er ein Vergehen selbst bestrafte, das er hätte zur Bestrafung anlegen sollen. — 1900: In der Behandlung der Offiziere zu schroff, seine Verichte leiden an unrichtiger Einschätzung der eignen Person, ein Mangel, der sich auch im persönlichen Verkehr geltend macht.“ — Aus dem Qualifikationszeugnis des Prinzen Heinrich teilt der Zeuge mit: Kapitän Berger ist von sich selbst reichlich eingenommen, Er-mahnungen schwer zugänglich, legt wenig Eigenschaften an den Tag, die ihn zu einem Nachbarn qualifizieren.“ Schmidt geht dann näher auf den Fall Dombrowski und den Besuch des Kapitäns Schirmer in dieser Angelegenheit ein, um zu beweisen, daß er auch hier vollständig korrekt gehandelt habe.

Staatsanwalt Dr. Hagemann: Dem Herrn Vorsitzenden ist ein Telegramm eines Marinejähmeisters zugegangen, in dem es heißt: „Es gibt

wenig Offiziere, deren man sich gern erinnert.

Admiral Schmidt ist einer der wenigen Stabsoffiziere, den ich verehere wegen seiner hervorragenden Charaktereigenschaften.“ Der Staatsanwalt teilt mit, daß er auf diesen Punkt bei der Vernehmung der gelandeten höheren Offiziere näher eingehen werde. — Vert. Scine beantragt, daß die Verlesung des Tele-gramms protokolliert werde. Er halte diese Art der Beweisauf-nahme für gesetzlich unzulässig. Was würde der Staatsanwalt dazu sagen, wenn wir über Mißstände des Ehrengerichts aus den

uns täglich eingehenden zahlreichen Briefen Stellen berlesen wür-den?

Admiral Schmidt fährt dann in seiner Aussage fort: Ich habe die Qualifikationszeugnisse nach bestem Wissen und Ge-wissen abgegeben auf Grund eignen Erfahrungen und des mit vorliegenden Materials. Ich habe die guten, aber auch die schlechten und vernichtenden Urteile über Kapitän Berger ver-urteilt. Berger hat die Probe, auf die es ankam, nicht bestanden. Die Probe, Berger das Schiff Amazone zu übertragen, sei ge-macht worden auf Verantwortung des Großadmirals Köster. Schmidt schließt seine Aussage mit der Versicherung, daß er dem vorerwähnten Kapitän Poschmann keine ehrenrührige Handlung zutraue.

Dann erscheint als Zeuge

Großadmiral v. Köster.

Er bekennt: Kapitän Berger hat Ende der 90er Jahre meinem Stabe in Kiel angehört, als ich dort Stationschef war. Er war mir ein tüchtiger, treuer Untergebener, ein Untergebener, der mir, seinem Vorgesetzten, Wohlwollen entgegenbrachte, und dem ich auch großes Wohlwollen entgegenbringen mußte, da ich von seiner Tüchtigkeit überzeugt war. Ich hatte die Hoffnung, daß er ein Offizier werden würde, von dem man in der Marine Großes erwarten konnte. Dann bekam Berger die Kommando auf den Schiffen Jaguar und Geier. Es kamen Berichte, die mich sehr interessierten und über die ich natürlich gesprochen habe, namentlich mit meinem zweiten Adjutanten. Es war be-dauerlich, was sich da draußen ereignet hatte. Wir freuten uns besonders, als die Nachrichten nicht ganz so schlimm waren, wie es zuerst erschien. Im späteren Verlauf sind mir die Akten aus Ostafrika zur Kenntnis gekommen, und ich kann wohl sagen, was sich da draußen ereignet hat, spricht nicht sehr für den An-gelagten. Er mag damals vom Kriegsgericht freigesprochen oder zu geringer Strafe verurteilt worden sein, das kann dahin-gestellt bleiben; das ganze Verhalten hat mir draußen nicht ge-fallen, deshalb nicht, weil er sich auf meine Person berufen hat. Er hat u. a. gesagt: der Großadmiral wird mich schon bedenk-lich ermitteln, daß dies nicht angängig erscheint, selbst wenn man annimmt, daß er sich in seinem jugendlichen Lieber-eifer dazu hat hinreichend lassen. Nach seiner Rückkehr kam Berger als Kommandant auf die Amazone. Als er von uns ging, war er ein netter Mensch; als er zurückkam, waren der Feuerzeifer, die jugendliche Frische verschwunden. An Stelle dieser schätzens-werten Eigenschaften war eine

gewisse Verbissenheit

getreten. Da er mich außerdem zu seinem Vertrauten gemacht hatte, konnte ich das nur auf seine häuslichen Verhältnisse zurü-ckführen. Ich nehme an, daß er das, was ihm im Hause nicht ge-geben war, durch einen großen Ehrgeiz wieder ersetzen zu müssen glaubte. Ich glaube, es war ein Gefühl der Unzufriedenheit, das in ihm überhand genommen hatte. Ich habe persönlich nicht so viel mit ihm zu tun gehabt; ich glaube, mein Stabschef Posch-mann hat wohl mehr darunter zu leiden gehabt. Von der Be-schäftigung auf der Amazone kann ich noch sagen, daß ich aus-rücker Initiative der Beschäftigung beivohnte. Soweit ich mich entsinne, war die Kritik verhältnismäßig günstig. Es waren Versehen vorgekommen, die moniert wurden. Ich weiß, daß die Kritik des Aufklärungsgehwaders sachlich und nach seiner Richtung hin besonders streng war. Wenn ich mich nicht täusche, bin ich in der Kritik etwas weitergegangen. Ich habe eine gewisse Dienstfreudigkeit vermehrt, diese war nicht in vollem Maße vor-handen. Meine Kritik war jedenfalls nicht günstiger als die des Chefs des Aufklärungsgehwaders. Nachher kamen wiederum Klagen über dieses und jenes, und Kapitän Schirmer, ein großer Menschenfreund, nahm sich des Angeklagten an. Schirmer hat dieserhalb mit meinem Adjutanten Poschmann wiederholt ver-handelt. Wir haben seinerzeit bedauert, daß Berger nicht recht-zzeitig zur Einsicht kam, sondern, daß er den Weg ging, der ab-wärts führen mußte. — Auf Befragen des Vorsitzenden teilt Großadmiral v. Köster noch mit: Wenn das Qualifikationsbillet auch nur wenige Worte enthält, so sind sie doch von großer Be-deutung, denn sie entscheiden über die Zukunft des Offiziers. Da überlegt man sich doch jedes Wort hundertmal, wenn man ein unglückliches Zeugnis ausstellt. Berger war ein unglück-licher Mensch, der nicht erreichte, was er zu hoffen hatte. — Auf Veranlassung des Staatsanwalts Hagemann äußerte sich Großadmiral v. Köster noch über Admiral Schmidt, insbesondere, ob dieser ein nachtragender Charakter sei. Großadmiral Köster führte hierzu aus: Admiral Schmidt ist mir lange bekannt, ich glaube, er war mein Schüler auf der Kiobe. Ich habe seinen Weg weiterverfolgt und ich habe später gesehen, daß er ein tüchtiger, strenger und gerechter Seesoffizier geworden ist. Schmidt hat jahrelang Schiffe im Ausland kommandiert unter schwierigen Verhältnissen, ohne daß Klagen oder Beschwerden gegen ihn be-zannt worden sind. Als Chef des Aufklärungsgehwaders hat er Hervorragendes geleistet. Er ist ein strenger Vorgesetzter, ein

„Sie sind so gut, viel besser als ich. Verzeihen Sie mir.“ hat sie innig.

„Ja, bist du denn des Auckucks, Mädchen!“ rief er lachend aus, indem er ihr seine Hand entzog. „Wir haben Karnebal, und wollen nicht ängstlich sein. Wenn wir auch mal einen unbefonnenen Streich machen, so hat das bei uns noch keine Gefahr, im rechten Augenblick finden wir uns doch zurecht, du so gut wie ich.“ Gretchen. Und nun, Wäbel, wieder vernünftig. Trink deinen Kaffee, eh er kalt wird.“

Gehorsam schlürfte sie den erquickenden Trank hin-unter.

Dann stand sie entschlossen auf. Er nahm sofort Hut und Mantel und brachte sie die Treppe hinunter. An der Haustür bat sie ihn noch einmal, ihre Wege nicht zu bemerken.

Der Gang durch die frische Luft wies ihm sehr gut tun.“ sagte er. Und ich kann die Enkel n des verehrten Professors Duirin doch in einer Karnebalnacht nicht allein nach Hause gehen lassen, das würde ich mir nie verzeihen.“

Er schloß sich jetzt vor jeder Versuchung gefeit, und er fürchtete, daß sie leicht wieder ähnlichen Angriffen aus-ge-setzt sein könnte, wie dem auf dem Neumarkt.

Sowie sie die Straßen der Altstadt wieder betreten, zeigte es sich, daß diese Beforgnis nicht übertrieben ge-wesen war. Es schien, als könne die tolle Stadt in dieser Nacht nicht zur Ruhe kommen. Da Klang überall Musik, vor den Kneipen drehten sich tanzende Paare auf dem Bürgersteig, mit tüfttem Gesohle zogen Banden von Be-trunkenen ihres Weges.

Am Eingange der Straße, in der Gretchen wohnte, blieb der Doktor stehen.

„Jetzt kommst du wohl ungefährdet nach Hause. Gute Nacht, Gretchen.“

Belebend warf sie ihm noch einmal die Arme um den Hals. „Gute Nacht, Alfred, du Güter!“

Wie er nun einsam den Weg zurückging, war Boden sonderbar zumute. Er hatte gleichzeitig das Gefühl des Triumphes, einer Versuchung widerstanden zu haben, und das der Beschämung, weil er sich unmännlich, schwach er-

stadt erreicht. Da sagte Boden tonlos: „Gretchen, gehst du mit mir nach Hause?“

Sie antwortete nichts und preßte nur das brennende Gesicht gegen den Kermel seines Mantels. —

Leise hatten sie das Zimmer des Doktors betreten. Der Raum war ganz dunkel, nur die Rechtecke der Fenster hoben sich in mattem Scheine ab. Boden ging hin und ließ die Vorhänge herunter, dann machte er Licht. Gretchen war regungslos an der Tür stehen geblieben.

Jetzt fing Boden an zu sprechen, lächelnde Unbefangen-heit heuchelnd.

„So, jetzt mache ich uns zunächst eine Tasse Kaffee, das wird uns beiden gut tun. Aber so leg doch ab, setz dich doch.“ Er rückte ihr mit einer einladenden Bewegung den tiefen Blüschfessel näher, dann ging er ins Nebenzimmer, um Spiritus für die Maschine zu holen.

Mechanisch hatte Gretchen der Aufforderung, Platz zu nehmen, gehorcht. Ihre Blicke irrten ziellos durch den Raum. Es war ein elegant eingerichteter Salon, den der Doktor durch Aufstellung von allerlei Kunstgegenständen zu einem kleinen Museum ausgestaltet hatte. Aber Gre-tchen gewahrte kaum etwas von alle dem. Ihre Blicke wurden von einem großen Bilde gefesselt, das über dem Sofa hing. Es war eine Kopie der Sirtina, nicht das ganze Bild, sondern nur die Figur der Madonna bis zu den Knien, auf den Armen den sich an sie schmiegenden Knaben.

Gretchen war eine gute Katholikin. Die heilige Jung-frau war für sie so etwas wie eine weibliche Gottheit, ihr fast vertrauter und lieber als der Herrgott selbst. In ihrer fieberhaften Erregung war ihr plötzlich das, was sie sah, nicht mehr ein Gemälde, es war eine Erscheinung, ein warnendes, mild mahnendes Wunder. Unwillkürlich faltete sie die Hände und starrte die himmlische Gestalt mit ängstlichen Augen an. Sie würde sich in diesem Augen-blicke nicht gewundert haben, wenn die hehre reine Him-melskönigin sich bei dem Anblick einer verruchten Sün-derin, wie sie es war, voll Abscheu abgewendet hätte.

Als Boden in das Zimmer zurücktrat, sah er das zier-liche Geschöpf mit hintenübergeneigtem Kopf wie erstarrt in dem weiten Sessel sitzen. Das Gesichtchen sah so bleich

aus, daß er fürchtete, es möchte ihr ein plötzliches Uebel zugestoßen sein. Und als er nun der Richtung ihrer Blicke folgte, und die großen schwermütigen Augen des Madonnenbildes ihn anschauten, da fühlte er sich auf ein-mal ernüchert. Diese Augen waren es, wegen deren er das Bild so liebte, denn diese Augen erinnerten ihn an die von Agnes Wohl. Und jetzt schienen sie ihn so fremd an-zusehen, jetzt schienen sie ihn zu fragen: was hast du mit dem Weibe zu schaffen?

Boden wandte sich ab wie beschämt. Dann faßte er Gretchen noch einmal ins Auge, kalt und fest, ohne dies flackernde Flimmern der Weger — und da sah er ein schwächliches hilfloses Kind, rührend, aber nicht reizend. Knospenformen, die sich erschließen wollen; aber nur dem erschließen dürfen, der die Blüte hegen, die Frucht züchten will.

Er atmete tief auf. In einem Nu mit einem kraft-vollen Aufreden der Arme hatte er alles Versuchliche von sich abgeschüttelt. Und nun begann er in wirklich freiem Tone heiter zu sprechen:

„So, mein Kind, jetzt hilf mir mal, ich bin ein bißchen ungeschickt in solchen Sachen. Geh mal Spiritus auf, das ist Frauenzimmerarbeit, ich schülte die Hälfte daneben.“

Sobald er zu sprechen begann, kam Bewegung in die starren Glieder des Mädchens. Mit einem langen Seufzer senkte sie den Kopf auf die Brust, die ganze Gestalt duckte sich zusammen, und die ungeheure Spannung löste sich in einem reichlichen Tränenerguß.

Boden ließ sie ruhig gewähren. Er goß selbst den Spiritus auf und machte sich mit der Kaffeemaschine zu schaffen. Vorsichtig und sachverständig braute er seinen Trank. Nicht reichlich, aber stark, wie es der Situation angemessen war.

Dann füllte er zwei Tassen und brachte Gretchen die eine.

„Komm, trink und sei tapfer, Kind,“ sagte er in väter-lichen Tone. „In einer halben Stunde bist du zu Hause und liegst in deinem Bettchen, wo du schon längst hinein gehört hättest.“

Sie lächelte ihn unter Tränen dankbar an. Nicht nach der Tasse griff sie, sondern nach seiner freien Hand und führte sie an die Rippen.